Beiträge zur Wedeler Stadtgeschichte

Band 10

"Der Schrecken von Wedel" und andere bemerkenswerte Geschichten

Vortragsreihe des Stadtarchivs Wedel

Dr. Thies Bitterling, Dr. Carsten Dürkob, Dr. Arno Schöppe,
Jürgen P. Strohsal, Günther Wilke

„Welthaltige Provinz“: Wedel in der Literatur

von Carsten Dürkob

„Welthaltige Provinz“ – für einen Überblick über „Wedel in der Literatur“ ist dieser Titel nur im ersten Augenblick etwas hochtourig. Natürlich ist die Provinz auf die eine oder andere Art und Weise der Spiegel der Nicht-Provinz. Üblicherweise wird diese Gegenüberstellung gern als ‚Land vs. Stadt‘ formuliert. Wer sich aber in der Literaturgeschichte umsieht, wird feststellen, dass die Entstehung von Literatur zwar möglicherweise etwas mit dem Ort zu tun hat, an dem das geschieht, dass der Ort aber nicht notwendigerweise eine erkennbare Rolle spielt. Es ließe sich ja probeweise behaupten, dass große Literatur Ruhe und Abgeschiedenheit brauche, um zu reifen, dass ein Autor nicht abgelenkt werden dürfe von den Versuchungen der großen Stadt – aber genauso ließe sich behaupten, dass große Literatur nur entstehen könne, wenn sich der Autor den Bruchstellen und Brennpunkten der Gesellschaft aussetze, weil er nur dann mitten im Leben sei und ein gültiges Bild der Gesellschaft geben könne. Nun ja, Husum oder Braunschweig waren um 1880 genau solche Provinzstädtchen wie Weimar um 1800 und war das Berlin von 1925 eine Weltstadt? Wo ist also die Welt? Vielleicht kommt es doch weniger darauf an, von welchem Ort aus ein Schriftsteller auf das Leben blickt – das ist eher eine Sache seiner Disposition oder seiner Vorlieben –, sondern eher darauf, was er alles in sich angesammelt hat an Wissen, Erfahrungen, Erlebnissen, Enttäuschungen, Siegen und Verlusten, und es kommt darauf an, wie er mit alledem umgeht, wenn er sich zum Schreiben niederlässt. Vielleicht wird dann ein Stück Literatur daraus, vielleicht aber auch ein Stück Unterhaltung.

Die Provinz ist nicht mehr und nicht weniger, nicht besser und nicht schlechter als die Stadt. Sie ist „Welt“ wie die Stadt. Im demographischen Sinne ist die Provinz Provinz, weil sie nicht Stadt ist, doch im intellektuellen und im logistischen Sinne nähern sich Provinz und Stadt derzeit mit rapider Geschwindigkeit einander an – das Internet macht’s möglich. Was ist aber mit vergangenen Zeiten?

Selbstverständlich ist auch Wedel literaturfähig. Wir müssen also nur schnell noch klären, was wir meinen mit „Wedel in der Literatur“? Fragen wir damit danach, wo Wedel in der Literatur vorkommt und wie es beschrieben wird? Oder geht es um Literatur von Autoren, die in Wedel zur Welt gekommen sind oder zumindest hier gelebt haben? Was wäre dann mit ausführlichen

Beschreibungen von Wedel durch Autoren, die nicht in Wedel lebten? Und was ist mit Büchern von Autoren, die in Wedel leben, in denen der Ort aber nicht vorkommt? Wir müssen uns entscheiden – und begrenzen unseren Rundgang notgedrungen 1. auf die so genannte „Schöne Literatur“ und 2. auf ausgewählte Bücher von Autoren, die hier gelebt haben. Zumindest in einem Fall taucht Wedel darin nicht auf – aber immerhin lernen wir stattdessen einen charmanten Schwerenöter kennen.

Unter dieser Voraussetzung müssen wir unseren Rundgang natürlich im 17. Jahrhundert und im Garten von Johann Rist aufnehmen. Im Jahr 1635 kommt der 28 Jahre junge Rist nach seinem Studium und einer Zeit, die er vermutlich in Hamburg und in Heide – an letzterem Ort als Hauslehrer in einer vermögenden Familie – verbracht hat, als Pastor nach Wedel. Hier bleibt er auch – bis zu seinem Tod im Jahre 1667.[2] Dieses 1635 ist ein Jahr mitten im Dreißigjährigen Krieg; am Ende wird

Johann Rist im Jahr 1663 - in dieser Zeit schreibt er an seinen "Monatsgesprächen".

Rist sein halbes Leben im Schatten dieses Krieges verbracht haben. 1640 – immer noch mitten im Krieg, aber nicht als dessen

2 Als Überblick über Leben und Wirken von Johann Rist wird empfohlen: Dieter Lohmeier u. Klaus Reichelt: Johann Rist. In: Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts. Ihr Leben und Werk. Hg. v. Harald Steinhagen und Benno von Wiese. Berlin: E. Schmidt 1984, S. 347-364.

Folge – wechselt die Grafschaft Pinneberg zudem aus schauenburgischem in dänischen Besitz – über Nacht haben Rist und seine Wedeler Schäfchen also eine neue Obrigkeit. Wahrlich bewegte Zeiten. Mal von uns in Wedel abgesehen ist Rist dem übrigen Deutschland aber vor allem als Kirchenlieddichter, als Bühnenautor und als Verfasser moralisierender Vers-Epen bekannt. Und dann ist da noch sein außerordentliches Alterswerk: die so benannten „Monatsgespräche". Seine vielfältige literarische Betätigung bringt Rist mit zahlreichen Autoren-Kollegen in ganz Deutschland in Kontakt und in Briefwechsel; für seine Zeitgenossen ist er also vor allem der Autor, kaum der Pastor. Warum Rist in seiner Landpfarre bleibt, wenn ihm die Literatur, die Kommunikation, die „Welt" doch so viel wichtiger zu sein scheinen als die seelsorgerische Arbeit, erklärt er an einer Stelle seiner Schriften selbst mit der relativen Ruhe in Wedel: Das Pastorat lasse ihm genug Zeit für seine literarische Arbeit. Das ist nicht nett gegenüber seinen Schäfchen; betrachtet man es teleologisch, war das Theologie-Studium für Rist vielleicht von vornherein nur das Sprungbrett in das Intellektuellen-Leben und eine kleine Pfarre von Anfang an das Ziel. Das lässt sich zurzeit noch nicht erhärten – nur vermuten. Ein interessanter Befund ist vor diesem Hintergrund allerdings die Tatsache, dass er – so viel er auch geschrieben hat – anders als manche Berufskollegen keine Predigtsammlung hinterlassen hat. Fühlt er sich nicht zum Exegeten berufen bzw. befürchtet er, hier zu wenig original oder originell zu sein? Wir wissen es (noch) nicht.

Wedel taucht in seinem Werk an verschiedenen Stellen auf. Zu seiner Zeit ist es ein Flecken von vielleicht 1.000 Einwohnern, bekannt nur durch den jährlichen Ochsenmarkt, der dem Ort zu einigem Wohlstand verhilft. Glauben wir Rist, so werden in den frühen Jahren des 17. Jahrhunderts bisweilen bis zu 30.000 Stück Vieh von Jütland her nach Wedel getrieben, um entweder hier verkauft oder über die Elbe verschifft zu werden. In Ermangelung besserer Quellen ist es diese Angabe aus Rists Werk „Kriegs und Friedens Spiegel" aus dem Jahr 1640, die wir für die Beschreibung des Phänomens Ochsenmarkt im frühen 17. Jahrhundert gern für die lokale Geschichtsschreibung heranziehen.[3] Ferner wissen

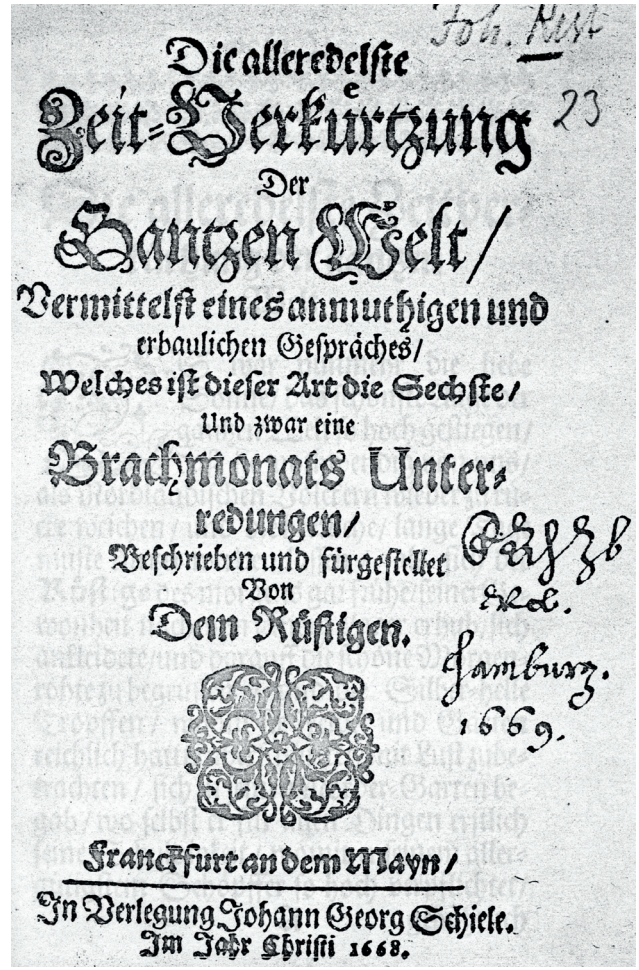
3 Johann Rist: Kriegs und Friedens Spiegel. Das ist: Christliche, Teutsche und wolgemeinte Erinnerung… Hamburg: Rebenlein 1642, Vers 1359f.

Drei Freunde auf dem Wedeler Parnaß: In seiner Lyrik-Sammlung "Neuer Teutscher Parnass" (1652) zeigt sich Johann Rist (Mitte) zusammen mit Johann Schop (Komponist und Hamburger Ratsgeiger, links) und Bonaventura Füllsack (Lautenist).

wir aus dem Vorwort der Gedicht-Sammlung „Neuer Teutscher Parnass“ von 1652, wo Rist seinen ganz persönlichen Parnass hatte: in Schulau an der Elbe auf dem Stück Steilufer, zu dessen Füßen der Wanderweg heute eine scharfe Kurve beschreibt. Wir sehen ihn dort auf einer – angeblich von ihm selbst – angelegten Rasenbank sitzen und vermutlich über neue Verse nachdenken. Wenn Sie mal kurz in ihren Schulkenntnissen kramen, fällt Ihnen auch ein, wo Sie das Wort „Parnass“ schon mal gehört haben: im Geschichte- oder im altsprachlichen Unterricht, denn der Parnass ist in der griechischen Mythologie der Sitz der Musen und Götter. Über seinen Buchtitel gibt Rist seinen Lesern also diskret zu verstehen, wie sie ihn zu sehen haben…

Wedel taucht auch sonst hier und da noch auf – aber aus Rücksicht auf die weiteren Autoren sei hier nur noch auf die schon erwähnten „Monatsgespräche“ eingegangen. Sie gehören zu seinen letzten Arbeiten. Rist beginnt sie als Mittfünfziger. Sechs der geplanten zwölf Gespräche stellt er fertig, vier davon erscheinen noch zu Lebzeiten. Ihre Bauweise ist immer gleich: Auf die Widmung und einen Vorbericht an den Leser folgen Lob- und Widmungsgedichte, die Rist von befreundeten Schriftstellern einholt – durchaus üblich im 17. Jahrhundert. Dann beginnt der eigentliche Text, jeweils aufgegliedert in zwei Teile: Am Anfang steht ein Rundgang von Rist durch seine Gärten in unmittelbarer Nähe des Wedeler Pastorates in Begleitung von Freunden oder von einem oder zwei Gärtner(n); darauf folgt das titelgebende Gespräch im Kreise von drei Freunden, die jeweils der 1658 von Rist gegründeten Sprachgesellschaft „Elbschwanenorden“ angehören. Aus der jeweiligen Unterhaltung des Quartetts entwickelt sich eine Streitfrage, die zum Kern der folgenden Disputatio wird. Jeder Teilnehmer ist aufgefordert, seine Meinung

zum Fragegegenstand argumentativ darzulegen. Rist ist jeweils der letzte Redner – und er hat auch das letzte Wort.
Es ist nicht das Streitgespräch der Ordensfreunde, dem jeweils die Leitfrage nach einem Optimum zugrunde liegt. Zwar sieht die Fiktion vor, dass Rist allmonatlich Besuch von Ordensfreunden erhält, aber es ist doch der Rundgang durch die Gärten, der den Titel „Monatsgespräche“ plausibel macht. Hier wird der Leser mit einer der großen Leidenschaften Rists und einem wichtigen Motiv des Jahrhunderts vertraut gemacht. Die Verbindung von Schönem und Nützlichem, wie sie ein planvoll angelegter und genutzter Garten des 17. Jahrhunderts darstellt, ist eine ideale Argumentationsgrundlage. Die geplanten zwölf Gartenrundgänge sind dabei natürlich an die Kalendermonate gebunden; das erste Gespräch, das der Frage nach dem „AllerEdelste[n] Nass“ nachgeht, heißt im weiteren Verlauf seines Titels auch „Jänners-Unterredung“, das zweite, gewidmet der Frage nach dem „AllerEdelste[n] Leben“ „Hornungs-Unterredung“ und so weiter. Rist und sein(e) Gärtner unterhalten sich jeweils über die Pflanzen und Blumen, die im gegebenen Monat im Garten blühen: Besprochen werden u.a. Pflanzweise, Aussehen, mögliche Verwandte der in Rede stehenden Gewächse, gegebenenfalls fremdländische Verwandte und – nicht zu vergessen – der Nutzen der Blumen oder


Die alleredelste
Zeit-Verkürtzung
Der
Gantzen Welt/
Vermittelst eines anmuthigen und
erbaulichen Gespräches/
Welches ist dieser Art die Sechste/
Und zwar eine
Brachmonats Unter-
redungen/
Beschrieben und fürgestellet
Von
Dem Rüstigen.
Franckfurt an dem Mayn/
In Verlegung Johann Georg Schiele.
Im Jahr Christi 1668.

Titelkupfer der postum erschienenen Juni-Unterredung über "Die alleredelste Zeit-Verkürzung..." (1668).

Pflanzen, also die mögliche Wirkung.

Es sind diese „Monatsgespräche“, in denen Rist die Welt des 17. Jahrhunderts in die Literatur holt, Entdeckungen erwähnt, die Fortschritte der Wissenschaften und der Künste im Spiegel seiner Interessen zusammenfasst und zugleich Anforderungen an Gelehrte, Poeten und Publizisten formuliert. Es sind die „Monatsgespräche“, in denen wir z.B. davon erfahren, dass Rist seiner Gemeinde nicht nur ein Seelsorger, sondern auch ein Apotheker ist, der in den Holmer Sandbergen Giftschlangen fängt, sie mästet, ihnen das Gift abpresst und daraus ein Antidot gegen Schlangenbisse gewinnt. Es sind diese „Monatsgespräche“, denen wir auch die wenigen Andeutungen über seine seelsorgerische Arbeit entnehmen können – wie er beispielsweise zu bestimmten Anlässen seine Kirche schmückt. Als er andererseits im Verlauf des Februar-Gesprächs gegenüber seinen Gästen seine weitgespannten Tätigkeiten aufzählt, findet das Pastorat dabei nicht eigens Erwähnung.[4] Wie schon vermutet: Vielleicht ist ihm diese Tätigkeit nur das Sprungbrett – wenn er sein eigentliches Tätigkeitsfeld im Schreiben, im Gedankenaustausch der Gelehrten sieht. Als er mit seinen „Monatsgespräche[n]“ beginnt, hat er längst erreicht, was ihm wohl das Wesentliche war: deutschlandweit unter Fürsten, Gelehrten und Publizisten eine anerkannte Stimme zu sein.

Wir müssen noch mal kurz über den Dreißigjährigen und seine Folgekriege sprechen. Zweimal verlässt Rist sein Pastorat fluchtartig und begibt sich in den Schutz der Hamburger Mauern, um wenigstens sein Leben zu retten. Bei seiner Rückkehr findet er jedesmal sein Pastorat, seine Studierstube, seine optischen Instrumente, seine Bücher und nicht zuletzt seine beiden Gärten verwüstet vor. Der Aufenthalt in Hamburg – so wichtig Städte sind, um Verbindungen zu knüpfen und das kulturelle Leben voranzubringen – lässt ihn ungeduldig werden. Er fühlt sich in den engen Straßen und von der Stadtmauer, die spätestens abends um 18 Uhr geschlossen wird, buchstäblich eingeschlossen – das Leben in der Stadt ist ihm in keiner Weise mit dem frei-

4 Vgl.: Johann Rist: Das AllerEdelste Leben der gantzen Welt… In: Ders.: Sämtliche Werke. Bd. 4. Hg. v. Eberhard Mannack. Berlin u.a.: deGruyter 1972, S. 121-305, hier: S. 183.

en Landleben vergleichbar.[5] Ein theologisches Argument entdeckt er auch darin: Auf dem Land, in der Landwirtschaft und ihrem Kreis der Jahreszeiten sei man schließlich Gott näher. Ob er das tatsächlich so sieht oder ob ihm das nur ein willkommenes Argument ist – auch das können wir zurzeit nicht entscheiden.[6]

Es liegt nahe, zu behaupten, dass Rist die seelsorgerische Arbeit von vornherein nicht wirklich wichtig war; ich habe das angedeutet. Wir würden dann unterstellen, dass er sehr früh wusste, was er wollte, dass er vielleicht in gewisser Hinsicht ein egogetriebener Karrierist ist. Andere Menschen hingegen finden ihre Berufung sehr spät, quälen sich lange auf dem Weg dahin. Wie wird man denn der, der man ist, und warum ist der Weg so mühsam? Ist man eigentlich aus sich selbst heraus etwas oder ist man nur das, was die anderen in einem sehen? Ist man nur das, was man anderen mit Erfolg vormacht? Was ist man denn am Ende? Nicht jeder muss sich im Leben mit solchen Fragen quälen, denn mancher findet ganz von allein seinen Platz oder wird an seinen Platz gestellt und von dort aus ändert sich dann nicht mehr viel – zum Verdruss und gleichzeitig zur Verachtung all jener, die sich mit den zuvor formulierten Fragen herumschlagen müssen und sich ihren Platz, ihre Berufung, ihre Zugehörigkeit im Leben erst erkämpfen müssen. So ungefähr muss es wohl in dem 31 Jahre jungen Ernst Barlach aussehen, als er 1901 nach ersten Erfahrungen im internationalen Kunstmarkt-Betrieb in seinen Geburtsort Wedel zurückkehrt. Die Praktiken des Kunstbetriebs haben ihn verstört, die miteinander konkurrierenden Stil- und Ausdrucksrichtungen haben ihn verwirrt, was er selbst sagen will, regt sich in ihm erst dunkel. Der mehrfach Talentierte – er zeichnet, er bildhauert und er ist schriftstellerisch begabt – lebt von Auftragsarbeiten, vom Unterrichten, von einer Erbschaft, von der Hand in den Mund. Seine Orientierungslosigkeit „in diesen krisenhaften Zei-

5 Hier ist der Ort, auf Wedel in der Literatur bei einem Autor hinzuweisen, der nicht in Wedel gewohnt hat: Gegen Ende seines Lebens hat der kommunistische Schriftsteller und gebürtige Hamburger Willi Bredel ein Buch über Hamburgs Geschichte in Geschichten geschrieben. Darin findet sich ein wenig sympathisches und historisch nicht korrektes Porträt des Wedel-flüchtigen Rist. Vgl.: Willi Bredel: Der Pfarrer aus Wedel. In: Ders.: Unter Türmen und Masten. Geschichte einer Stadt in Geschichten. [1960]. Berlin, Weimar: Aufbau 1977, S. 35-39 (= Gesammelte Werke in Einzelausgaben XII).

6 Vgl. über das Landleben: Rist: Sämtliche Werke, Bd. 4, S. 274ff.

ten bis 1904“[7] findet einen prägnanten Ausdruck in einer Relieftafel mit einem „Selbstbildnis mit Würfelbecher“; in deren rechter oberer Ecke sind die Verse „Ich bin ein Spieler von Profession / der Tag der muß mir borgen / den Zufall hab‘ ich müd gemacht / ich würfle mit der grauen Nacht / um Freuden und um Sorgen“ zu lesen.[8]
Warum genau er eigentlich nach Wedel zurückkehrt, lässt sich nicht eindeutig sagen, ebenso wenig, was er sich davon erhofft hat. Was er hier findet –

> *ein Häusergehäuf um die schlanke Pyramide des Kirchturms gedrängt, dem Seewind geöffnet und der Sonne, dem Nebel und der Himmelsfeuchte… besucht von Bauern, Orgeldrehern und Jahrmarktsgauklern, umgeben von niederdeutscher Landschaft, die hier verschwenderisch zeigt, was sie kann, auf Wiesen und Wurten und Feldern, im Moor und im Wald, auf der windzerzausten Heide…* [9]

–, ist ein geschlossenes Kleinstadt-System mit Pflichten, definierten Zuständigkeiten, einer kommunalen Selbstverwaltung und den unvermeidlichen Originalen, die jede Kommune hervorbringt und in gewissem Maße toleriert. Eine – nur vage – Antwort auf die Frage nach dem Warum der Rückkehr gibt der Brief an den Bürgermeister Friedrich Eggers aus dem Jahr 1903. Eggers hat Barlach mitgeteilt, dass dieser zum Dienst in der Pflicht-Feuerwehr des Ortes, die neben der Freiwilligen Feuerwehr von 1878 existierte, herangezogen werden solle – so viel zu den Pflichten und definierten Zuständigkeiten. Barlach antwortet auf dieses Ansinnen, dass er sich in Wedel niedergelassen habe, weil er „teils bestehende, teils durch die berufserzwungene Unrast meines Lebens erworbene Störungen meiner Gesundheit in der ländlichen Zurückgezogenheit“ auskurieren wolle und insofern „gleichsam zur Kur“ in Wedel sei.[10]
Nun ist die Provinz als Basis künstlerischen Werdens und Arbeitens ja durchaus nichts Ungewöhnliches – hier wurde schon auf Theodor Storm und Wilhelm Raabe angespielt, die beide in der Provinz die Vor-

7 So in einem Brief an Paul Theodor Hoffmann aus dem Juni 1929. Vgl. in: Paul Theodor Hoffmann: Neues Altona. 1919. 1929. Zehn Jahre Aufbau einer deutschen Großstadt. Bd. 2. Jena: Diederichs 1929, S. 373-381, hier: S. 373.
8 Das Relief ist abgebildet in: „Im Zauberwald“. Der junge Barlach. [Katalog zur Ausstellung von Andrea Heesemann.] Hg. v. Ernst Barlach Haus Hamburg. Hamburg: Ernst Barlach Haus 1988, unpag. [Kat.-Nr. 71].
9 Paul Schurek: Begegnungen mit Barlach. Ein Erlebnisbericht. München: List 1959, S. 22.

10 Der Brief wird im Stadtarchiv Wedel (StaW) verwahrt. Vgl.: StaW, Akte 995.11.

aussetzung für ihre Arbeit gefunden haben. Und so dürfte denn auch für Barlach weniger die körperliche als vielmehr die seelische Gesundheit, die Suche nach dem Gleichgewicht, nach der Bestimmung, nach dem individuellen künstlerischen Ausdruck eine Rolle gespielt haben, die Möglichkeit, in sich hineinzuhorchen und möglichst herauszuholen, was dort ist. Aber in Wedel – so viel sei schon gesagt – wird ihm das in den Jahren, die er hier verbringt (von 1901 bis 1904) noch nicht gelingen; erst die Reise durch Rußland 1906 gibt ihm entscheidende Anstöße.[11]

Er fragt sich also, was und wer er sei, wohin er gehöre, was er sein solle und wie es ihm gelingen könne, seine Berufung zu formulieren und in einen individuellen Ausdruck umzusetzen – Fragen, wie sie sich den Sensibleren, künstlerisch Veranlagten durchaus selbstverständlich stellen. Diese Fragen gibt er knapp zehn Jahre nach dem Ende seines „Kur"-Aufenthalts in Wedel einer literarischen Figur namens Seespeck mit. Seespeck, Hauptfigur des gleichnamigen Roman-Fragments, das zu Lebzeiten Barlachs unveröffentlicht geblieben ist, ist (in aller Vorsicht, die der literarischen Fiktion des eigenen Lebens immer entgegenzubringen ist) ein solcher getriebener Einzelgänger, ein Ortloser, der von sich sagt: „Ich bin bei den Leuten ja abgethan", der von sich sagt: „… ich gehöre ja nicht zu ihnen" – „ihnen", das sind in der betreffenden Szene die beiden Figuren, mit denen Seespeck gerade eine Landstraße entlangläuft, tatsächlich sind das aber darüber hinaus all die Geschäftigen, von Acht bis Fünf Tätigen ohne Sensibilität oder künstlerisches Empfinden, die selbsternannten Honoratioren eines Ortes, die wohlmeinenden Spießer und die Selbstgerechten, die immer schon alles wissen und keine Chance auslassen, ihre Umwelt über ihr stupendes Wissen in Kenntnis zu setzen. Nein, zu ihnen gehört Seespeck in der Tat nicht.

Wohin er aber gehört, wird Seespeck im Laufe des Textes auch nicht klarer. Für Barlach ist die Frage nach dem eigenen Ort eine, die ihn lebenslang begleitet; vielleicht ist das ein Grund dafür, dass der Text Fragment geblieben ist. Er wird erstmals 1948 veröffentlicht, liegt aber erst seit 2009 in einer mustergültigen Edition vor, die auch Auskunft erteilt über Barlachs Notizen zu

11 Vgl. zur Russland-Reise insbesondere: Barlach und Russland. Ernst Barlachs Russlandreise im Sommer 1906. Katalog und Ausstellung Jürgen Doppelstein u. Heike Stockhaus. Hamburg: Ernst Barlach Gesellschaft 2002.

dem Projekt ab Spätherbst 1912.[12] Diesen Notizen zufolge scheint Barlach die Frage, wie man werde was man sei, zunächst im Gehäuse einer Vater-Sohn-Geschichte mit einer zwischen diesen Figuren stehenden Schuldfrage unterbringen zu wollen. Davon ist in dem Fragment, wie es vorliegt, wenig geblieben. Vom ersten Augenblick an ist die menschliche und künstlerische Selbstfindung das große Thema der Erzählung – und die Ohnmacht des Suchenden, der immer nur ex negativo erfährt, nirgendwo hinzugehören; in diesem Fall nicht in die Ehe mit der Schwester eines Freundes, dessen Mutter todkrank ist, nicht in die geschlossene Gesellschaft Wedel, in der es unter anderen eine unehelich Schwangere und einen schwarzen Musiker gibt, und nicht in die Kleinstadt Güstrow, die am Ende des Textes auftaucht und von einem vermeintlichen Löwen in Unruhe versetzt wird, der aus einem Zirkus ausgebrochen sein soll.
Wer sich mit diesem Fragment „Seespeck“ auseinandersetzen will, braucht Geduld. Barlach schreibt nicht das einfachste, klarste Deutsch, sondern eines voll ungebräuchlicher, überraschender Formulierungen und Satzkonstruktionen, die in all ihrer Eigenart auch noch aufgeladen werden von dem spezifischen Barlachschen Humor. Da wird nicht selten mitten im Satz die Perspektive geändert, beispielsweise von der Innensicht der Figur in den Erzählerkommentar, da werden unterschiedliche Sinnzusammenhänge in eine Formulierung gezogen,[13] da wimmelt es von Anspielungen auf die Heilsgeschichte, da tauchen erfundene und reale Personen nebeneinander auf… Barlach nimmt sich willkürlich aus

Die Postkarte aus der Zeit um 1900 verdeutlicht, wie viel Realität Barlach in die Ortsbeschreibung des "Seespeck" hat einfließen lassen.

12 Ernst Barlach: Seespeck. (1913 – 1916). In der Fassung der Handschrift. Krit. Ausg. hg. v. Ulrich Bubrowski. Hamburg: Ernst Barlach Gesellschaft 2009. Barlachs Notizen aus der Entstehungsphase hier ab S. 223. – „… ich bin bei den Leuten ja abgethan“ und „… ich gehöre ja nicht zu ihnen“ ebd., S. 54.

13 Ein Beispiel: „Das Alles vermochte Seespeck nicht neugierig zu machen; was seine Augen nicht einstecken konnten, glitt an ihm ab.“ Vgl.: Ebd., S. 95.

jedem beliebigen Kontext, was er braucht, um die bedrängende Erfahrung der existentiellen Notlage „Ortlosigkeit“ darzustellen.
Wedel, ach ja. Es wird jetzt nicht überraschen, zu erfahren, dass manche Beschreibung von Häusern, Plätzen und räumlichen Dimensionen unverändert aus der Realität des Örtchens ca. 1903/04 übernommen wird, beispielsweise die Beschreibung des Rolands beim Blick aus dem Fenster des Gasthofes „Zum Roland“ –

Als Seespeck spät am Tage aus seinem Fenster sah, fand er sich Auge in Auge mit der Rolandsfigur die im vollen Sonnenlichte stand. Man konnte Überschüsse an Laune an ihm los werden. Er schien ebenso bereit mit dem Schwert den Ersten Besten zu köpfen wie er selbst, mit brechendem Rückgrat und lebenssatt das Schwert herumbot, ob nicht Jemand die Arbeit an seinem Kopfe freundlichst übernehmen wolle. Sie musterten sich gegenseitig, schwere Köpfe hatten sie beide und wenn Seespeck nicht hintenüber lehnte, so lag das vielleicht nur daran, daß er nicht auf freiem Markt und oben auf einem Sockel stand.

– oder die Lage des Vaterhauses in der Ecke des Marktes (denn Wedel ist durchaus auch Seespecks „alte Heimat“) oder seine Ansiedlung in der Kuhstraße,[14] wo sich Barlach seine Werkstatt eingerichtet hatte. Wir erfahren, dass der Posthalter, ein zurückgekehrter Amerika-Auswanderer, den Leichenwagen samt Kutscher, nämlich dem hauptberuflichen Postillon, zu stellen habe, dass die Tochter des Posthalters die erwähnte Schwangere ist, dass es einen Ortspolizisten namens Wollweber gibt… die lokale Forschung hat sich noch nicht die Mühe gemacht, reale Beschreibung und Fiktion, reale und erfundene Figur abzuglei-chen. Was damit gewonnen wäre, ließe sich auch erst nach einer Sichtung der Ergebnisse sagen; vielleicht ließe sich damit zeigen, wie viel ‚Wirklichkeit‘ denn ein Künstler als Startrampe braucht. Bekanntlich kursierten ja nach der Veröffentlichung der „Buddenbrooks“ in Lübeck Schlüsellisten für die geschilderten Figuren: Der und der im Leben ist Vorbild für den und den im Roman. Ohne nun Seespeck auf die gleiche Stufe stellen zu wollen: Ob nun in Wedel der Posthalter tatsächlich den Leichenwagen stellen musste, ob es ein so skurriles Paar Händler wie Eme und Ador

14 Die Textstellen in: Ebd., S. 82f. („Als Seespeck…“), S. 78 („alte Heimat“) und S. 87 (Kuhstraße). Die Kuhstraße heißt zwar seit 1899 Pinneberger Straße, aber die alte Bezeichnung hat sich noch eine Weile in Bewusstsein und Gebrauch der Wedeler erhalten.

– eigentlich: Emil und Adolf – gab, die gemeinsam ein Manufakturwarengeschäft aufbauen wollten… das wissen wir noch nicht.[15]

Ganz anders als Seespeck steht Peter Voß in der Welt. Voß ist ein Hamburger Jung‘, der in die USA ausgewandert ist und dort als Prokurist in einer Bank in St. Louis arbeitet. Diese Bank ist wegen verfehlter Kupferspekulationen in Schräglage geraten; um ihr zu helfen, fingiert Voß den Diebstahl von zwei Mio. Dollar. Nach einer Absprache mit dem Bankhausinhaber Jim Stockes soll der berühmte Detektiv Bobby Dodd, der bislang noch jeden Verbrecher zur Strecke gebracht hat, den flüchtigen Peter Voß verfolgen – der verspricht allerdings, sich nicht fangen zu lassen. Der weitere Inhalt des Romans[16] ist dann eine Hetzjagd rund um die Welt, die so lange dauert, bis die Kupferwerte an der Börse wieder gestiegen sind. Diese Flucht führt

Ewald Gerhard Seeliger (1877-1959)

von St. Louis über New York nach England, von dort über Frankreich nach Hamburg, wo Voß kurz seine Mutter besucht, nach Breslau, nach Warschau, als Gefangener nach Sibirien, als erfolgreicher Ausbrecher nach Japan, von dort nach Südamerika und letztlich – weil die Kupferwerte gestiegen

15 Die Sache ist insofern in Arbeit, als ich, wenn es meine Zeit erlaubt, an einem detaillierten Ortsbild der Jahre um 1900 arbeite; von dort her wird dann sicher auch Licht auf diese Fragen fallen. Immerhin wissen wir schon, dass der Postverwalter um 1900 Bernhard Gohrbandt und der Ortspolizist Hermann Niemann hieß... Vgl.: Carsten Dürkob: Wedel. Eine Stadtgeschichte. Wedel: o.V. [A. Beig] 2000, S. 114 und 118.

16 Ewald Gerhard Seeliger: Peter Voss, der Millionendieb. [1913]. Hamburg: Hammerich & Lesser o.J. [1944].

sind – zurück in die USA, wo er verhaftet wird, dann aber dank der Erklärung seines Bank-Chefs zum wahren Sachverhalt um den Diebstahl, der sich ja gar nicht ereignet hat, frei kommt und zum Volkshelden wird. Nun ja. Wo Seeliger in Details nicht Bescheid weiß, geht er ihnen aus dem Weg, und auch Fragen der zeitlichen Abfolge von Ereignissen bzw. der erzählerischen Wahrscheinlichkeit der Handlung und ihres Ablaufs stören ihn nicht allzu sehr. Seeliger macht kein Geheimnis daraus, dass er unterhalten will. Ein Blick in das Verzeichnis seiner Publikationen macht deutlich, dass der ehemalige Lehrer jeden Schreibanstoß nutzt, mit anderen Worten: dass er die Tinte nicht halten kann. Zwischen 1901 und 1919 sind zwei bis vier Bücher pro Jahr die Regel. Das alles erklärt in gewisser Weise auch schon, dass er in Literaturlexika und -geschichten kaum einen Platz hat; wenn er auftaucht, dann gilt für den geborenen Schlesier Hamburg ab 1900 als sein Wohnort.[17] Nach einem Melderegister-Eintrag in Wedel können wir allerdings davon ausgehen, dass er zwischen 1910 und 1914 in Wedel gelebt hat.[18] „Peter Voss, der Millionendieb“ erscheint 1913. Sie ahnen es: Bei dieser Schreibgeschwindigkeit dürfen wir annehmen, dass diese Vorlage für den bekannten Film von 1958 mit O. W. Fischer und Ingrid Andree in Wedel entstanden ist. Für die Zwecke der Verfilmung wurde die Handlung zwar noch etwas umgebaut – dort geht es um verschwundene Juwelen –, aber der Kern ist erhalten geblieben.

Ewald Gerhard Seeliger ist also der Verfasser eines umfangreichen literarischen Werkes,[19] das vorwiegend aus Romanen und Erzählungen besteht. Er erprobt verschiedene populäre Genres wie den Abenteuer- und Schelmenroman – dieses z.B. eben mit „Peter Voss“ –, die historische oder historisierende Erzählung, das Jugendbuch und die Liebesgeschichte. Darüber hinaus veröffentlicht der Autor, der sich der klassischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts

17 Über Seeliger und insbesondere das „Handbuch des Schwindels“ informiert: Sophia Ihle: „Was man nicht lachend sagen kann, ist keine Wahrheit.“ Zum provokativen Werk Ewald Gerhard Seeligers. In: Jahrbuch zur Kultur und Literatur der Weimarer Republik 13/14 (2009/10), S. 121-149. – Eine zeitgenössische Polemik über Seeliger als Balladendichter bei: Benno Diederich: Ewald Gerhard Seeliger: In: Ders.: Hamburger Poeten. Ansätze zu einer praktischen Ästhetik. 2., verm. Aufl. Leipzig: Haessel 1911, S. 45-58.

18 Mdl. Auskunft von Stadtarchivarin Anke Rannegger im Oktober 2012.

19 In den einschlägigen „Erstausgaben deutscher Dichtung“ ist kein Eintrag zu finden. Vgl.: Gero von Wilpert u. Adolf Gühring: Erstausgaben deutscher Dichtung. Eine Bibliographie zur deutschen Literatur 1600-1990. 2. vollst. überarb. Auflage. Stuttgart: Kröner 1992. Einen Überblick bekommt man nur mit Hilfe des „Gesamtverzeichnis des deutschsprachigen Schrifttums“ (GV).

und ihrem Vernunftoptimismus verpflichtet fühlt, nach der Erfahrung des Weltkriegs zunehmend auch sprachmächtige Werke mit deutlich polemischen Obertönen, in denen er seine eigenwillige anarchiche Position vertritt. Sein spezifischer Anarchismus ist allerdings vorwiegend einer der gewaltfreien, ja der geistigen Art. Es geht ihm ums Querdenken und Querformulieren, um die satirische Überzeichnung, um den Versuch, den Irrsinn der Welt und das Verdecken dieses Irrsinns durch die Sprache mit eben den Mitteln der Sprache aufzudecken und zu überführen. Das gilt vor allem für das „Handbuch des Schwindels" von 1922, das seinen Autor ganz wörtlich in psychiatrische Beobachtung bringt. Es handelt sich bei diesem „Handbuch" um keine Erzählung, sondern eine Art Lexikon mit 1.761 Einträgen, in dem die Begriffe sozusagen gegen den Strich gebürstet, sprich: definiert werden. Die Anfangs-20er waren – erinnern wir uns noch einmal kurz an den Geschichtsunterricht – eine Zeit wirtschaftlicher Unsicherheit, politischer Demagogie und rustikaler Gewalt im Umgang mit Andersdenkenden. Die frühen Jahre der Weimarer Republik sind eine Kette von politischen Morden und Putschversuchen. Noch bevor dieser Irrsinn mit der Inflation des Jahres 1923 seinen Höhepunkt erreicht, ist Seeliger mit einer Brachialsatire zur Stelle, die durch Aufhäufung zahlloser Begriffe und Synonyme sowie durch die Umdeutung bekannter Begriffe ungeahnte Durchblicke auf die Realität erlaubt. Warum der Autor mit der Psychiatrie Bekanntschaft macht, ist nach einer Begriffsdefinition wie der folgenden nur zu leicht nachzuvollziehen:

> *Staat, Obrigkeit (s.d.), Zwangs-, Gewalt-, Schuld-, Schieb-, Ungeld-, Pump-, Raub-, Unmenschen-, Sklaven-, Unwirtschaft, die Gesamtheit aller innerhalb einer Grenze (s.d.) aufgerichteten Lebenssperren, die Kirche (s.d.) des weltlichen Raubbekenntnisses, die lächerlichste und daher stattlichste aller Wortzauberbuden (s. Schwindel), das fortgesetzte Gesamtverbrechen der Unmenschen an der Menschheit (s. Recht, Staatsmann, Verbrecher), der Selbstschutz der Gewalt (s.d.) gegen die Vergewaltigten…*

… und so geht das noch eine Weile weiter[20] und wenn ein Staat sich dann gemeint fühlt, dann kann er das nicht auf sich sitzen lassen. Unabhängig von der Tatsache,

20 Ewald Gerhard Seeliger: Handbuch des Schwindels [1922]. Frankfurt/M.: Insel 1986, S. 224f.

dass, wer sich getroffen oder angesprochen fühlt, in dem Gesagten wohl eine Art Wahrheit entdeckt oder akzeptieren muss. Der Staat ist hier nicht Schutz-, Landes- oder Lebensgemeinschaft, sondern Ausbeuter, Gegner seiner Einwohner, Institut des Machtmissbrauchs und Quelle der Gewalt. Es wird deutlich, dass hinter all dieser verbalen Schrillheit, ja Aggressivität der Versuch der Aufklärung mit drastischen Mitteln steckt. Es gibt nun mal Zeiten, da reichen die leisen satirischen Töne nicht aus…

Seeliger ist viel zu sehr Einzelgänger, als dass er nicht späterhin mit den Nationalsozialisten in Konflikt kommen musste. Das ist denn auch gleich 1933 der Fall: Wegen Verunglimpfung wird er vorübergehend in so genannte Schutzhaft genommen. 1936 wird er aus der Reichsschrifttumskammer, der Pflichtorganisation der Schreibenden im Dritten Reich, ausgestoßen – was praktisch einem Berufsverbot gleichkommt. 1940 lässt sich der 1877 Geborene in der Oberpfalz nieder. Bezeichnenderweise werden im Laufe des 2. Weltkriegs vor allem einige der harmlosen, humorvollen Bücher noch einmal aufgelegt. Ein Comeback nach 1945 ist ihm nicht beschieden; fast alle Versuche, Neues zu veröffentlichen und Altes wieder aufzulegen, scheitern. Sein Leben endet 1958. Es gibt bislang nur wenige wissenschaftliche Veröffentlichungen zu Seeliger; allein den komplizierten Lebensweg und die Schreibanstöße, Quellen und Vorstufen der Werke darzulegen, wäre wohl eine außerordentlich umfangreiche Aufgabe.

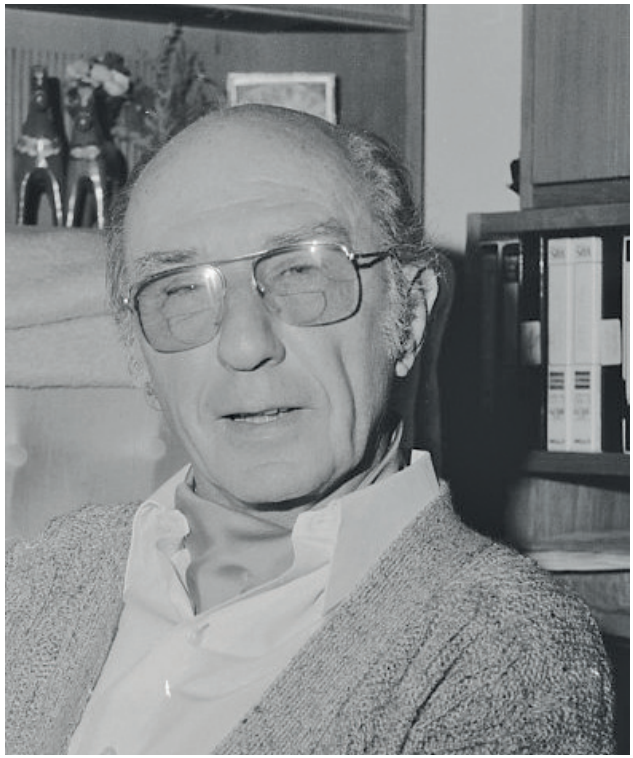
Hier war eben schon vom politischen Mord die Rede. Wo wird sonst noch gemordet? Im Milieu, klar. Wo noch? Unter Geschäftspartnern, die sich entzweit haben, und in Familienstreitigkeiten mit finanziellem Hintergrund. Auch klar. Wo noch? Angehörige der großen „Tatort“-Fangemeinde wissen, dass es kaum einen Ort gibt, an dem nicht gemordet würde oder werden könnte. Warum also nicht auch in der Schulturnhalle eines Provinzstädtchens? Wir lernen ein solches sonntägliches Städtchen kennen durch die Augen von Kitty Boll, einer als jung, weltoffen und emanzipiert geschilderten jungen Erdkunde- und Sportlehrerin, die raucht und Motorroller fährt. Für die Provinz um 1970 – zu dieser Zeit ereignet sich das Geschehen, von dem hier die Rede sein soll – zweifellos noch etwas gewöhnungsbedürftig. Wie der Leser schnell merkt, wird Kitty Boll als Gegentyp zur

herrschenden dumpfkonservativen Atmosphäre aufgebaut – und so ist es nicht gerade ein schmeichelhaftes Bild, das sie von dem Städtchen zeichnet:[21]

Das Städtchen, zu dieser Stunde sehr ruhig, ist aber auch an Wochentagen nicht gerade mit pulsierendem Leben erfüllt. Es… hat etwa dreißigtausend Einwohner, eine evangelische und eine katholische Kirche, vier Volksschulen, eine Realschule, eine Berufsschule, eine Sonderschule und das Gymnasium.
[…] hat ferner eine Volkshochschule, die zweimal jährlich einen Kammermusikabend veranstaltet, alle Vierteljahr eine sogenannte Dichterlesung und jeden Monat einen Lichtbilderabend – Der Einfluß der frühtibetischen Kultur auf den Städtebau des zwanzigsten Jahrhunderts oder so ähnlich. Daneben gibt's die wöchentlichen Schreibmaschinen-, Buchführungs-, Englisch-, Mütter- und Zeichenkurse zur Vertreibung der Langeweile, an der – an der Vertreibung – auch noch zwei Kinos mitarbeiten…
Ich… fuhr die Lindenstraße entlang, die früher, als da noch riesige Linden gestanden haben, sehr hübsch gewesen sein soll, die jetzt aber – wie viele Straßen des Städtchens – von nichtssagenden Neubaufassaden gesäumt ist.
Zwei Dutzend kleine Geschäfte, ein Supermarkt, dem die Bezeichnung ‚Super' paßt wie einem Fünfjährigen der Zylinder des Großvaters, eine Apotheke und eben Hauseingänge, nüchtern, zweckmäßig, zeitgemäß. (…)
Ich fuhr an dem kleinen Bahnhof vorbei, kam durch eine Bungalowsiedlung, in der ich nicht hätte begraben sein mögen, weil in fast jedem zweiten der Konfektionshäuser ein Lehrerkollege wohnte, fuhr über den alten Marktplatz, der als Hauptschauplatz der Geschichte… offenbar so hoch geachtet wird, daß man sogar das mittelalterliche Kopfsteinpflaster unter Denkmalschutz gestellt hat.
Ich kam an der Polizeiwache vorbei, wo ich das Tempo drosselte, weil einer der Polizisten auf der Straße stand und mit einem kleinen Jungen schimpfte, und bog schließlich in die schmale Straße ein, die zum Gymnasium führt. Sie ist so schmal und gewunden und holperig, daß sie – wenn man's symbolisch sieht – mit vollem Recht den Namen Schulstraße führt.

Er übertreibt natürlich – insbesondere mit „eine Apotheke" –, Entschuldigung, sie übertreibt, denn wir sehen das Städtchen ja durch ihre Augen. Und hier fällt etwas auf: Denn Kitty Boll stolpert bei aller Bildung und ironischen Distanz doch ziemlich naiv in die Geschehnisse hinein und be-

21 Hansjörg Martin: Blut ist dunkler als rote Tinte. Kriminalroman. Reinbek: Rowohlt 1970, S. 11f. (= rororo thriller).



Für seine Verdienste um den deutschen Kriminalroman und sein kritisches Bürgerbewusstsein wird Hansjörg Martin 1986 mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.

nimmt sich im Verlauf der Handlung bisweilen recht hilflos – so dass hinter diesen Kommentaren zur Atmosphäre des Ortes und der Gesellschaft doch immer wieder der Autor erkennbar wird. Und der scheint sein Milieu sehr gut zu kennen. Wenn der Ort des Geschehens im Roman auch Walbach heißt.

Der Autor ist natürlich Hansjörg Martin. 1920 in Leipzig geboren, kommt er nach dem Krieg über einige berufliche Umwege als Maler, Bühnenbildner und Dekorateur Anfang der 1960er Jahre zur Schriftstellerei – als er damit beginnt, hat er das Leben jedenfalls aus vielen Perspektiven kennengelernt. Was nun die Handlung von „Blut ist dunkler als rote Tinte“ angeht: Aus einem Dumme-Jungen-Streich entwickelt sich ein Todesfall. Als besagte Kitty Boll und ihr Kollege Franz Zwicknagel ein Sportfest vorbereiten wollen, finden sie in der Schulsporthalle ihre liebenswürdige Kollegin Thea Neulitz – sehr tot. Es erweist sich nach und nach, dass der Primaner Ulrich Jennewein, ausgerechnet Sohn des stellvertretenden Schulleiters Jennewein, sich unglücklich verliebt hat in Thea Neulitz und ihr unvorsichtigerweise Liebesbriefe geschrieben hat, die der Vater nun an sich bringen will. Der eben erwähnte dumme Junge wird vermisst und bald wird auch Jennewein jr. vermisst. Beide zieht es nacheinander zu einer einsam gelegenen Waldhütte. Dort kommt es zwischen Vater und Sohn Jennewein zur finalen Auseinandersetzung, in deren Verlauf Jennewein sr. seinen Sohn aus Versehen erschießt. Ehepaar Jennewein versucht daraufhin einen gemeinsamen Suizid, aber der wird gerade

noch von Kitty Boll und Zwicknagel verhindert. Der dumme Junge, ein Sextaner der gleichen Schule, ist von zuhause weggelaufen und verkriecht sich in dieser Waldhütte. Kitty Boll ist all diesen Ereignissen durch ihr Engagement dichter auf der Spur als die Polizei; sie ist es, die nach rund 24 Stunden alle erforderlichen Details zusammen hat. Mehr als einmal hilft dabei der Zufall – will sagen: Nicht jede Handlungsbewegung ist so motiviert, wie wir es heutzutage von einem Krimi-Autor nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit verlangen würden.

Die Schilderung der Provinz-Atmosphäre jedenfalls muss Martin Spaß gemacht haben. Kaum getarnt steht im 2. Kapitel ein Satz über die sonntäglich stille Schule als Gleichnis für das Städtchen:[22]

Ich drückte die Eichentür auf und ließ sie hinter mir weit offen, denn in der Schule stand, wie eine Mauer aus warmer Watte, die eingesperrte Luft, angedickt mit den Gerüchen, die wohl alle Schulen auf Gottes Erdboden haben: Schweißdunst, Kreidegeruch, der Duft nach billigem Bohnerwachs…

22 Vgl.: Ebd., S. 13.

… und jetzt geht der Satz weiter in einer Weise, wie Kitty Boll ihn denn doch nicht formulieren würde:

… das Miefgemisch aus Kaserne, Katheder, Karbolineum und Kindern; der Dunst aus Macht und Machtmißbrauch, aus angeschlagenen oder toten Idealen und aus Angst, aussichtsloser Auflehnung und kriechender Anpassung.

Dem hier die Formulierkunst durchgeht, das ist denn doch nicht das Erzähl-Ich Kitty Boll, sondern das ist der demokratische Aufklärer Martin, der Zeit seines Schriftsteller- und Journalistenlebens die Grundrechte des Menschen einklagt, sich gegen das Wiederaufleben der braunen deutschen Vergangenheit, gegen Kriegsverherrlichung, Obrigkeitsfolgsamkeit, Standesdünkel, Machtmissbrauch und die Hartnäckigkeit von Vorurteilen stemmt. So hat er sich mehr als einmal gegen die lange Jahre üblichen Gewissensprüfungen für junge Wehrdienstverweigerer ausgesprochen – nachdem er einige Jahre lang als Mitglied entsprechender Kommissionen tätig war und aus erster Hand beobachtet hat, wie dort den jungen Männern zugesetzt wird.

Auch hinter den Erzählern anderer seiner

rund 25 Kriminalromane wird immer mal wieder der Autor selbst erkennbar. Hansjörg Martin hat wie eben gezeigt seine Anliegen, die er beim Leser anbringen will, und die Erzählerkommentare seiner Hauptfiguren sind häufig genug die Vehikel dieser Anliegen. Dadurch entsteht natürlich – wie wir hier gezeigt haben – immer mal ein kleiner Bruch in der Wahrscheinlichkeit der Darstellung; doch diese stilistische Eigenheit ändert nichts daran, dass Martin auf seine Weise thematisch und formal Mitte der 60er Jahre quasi im Alleingang das Genre des kritischen deutschen Kriminalromans mit einem gesellschaftlichen Anliegen begründet. So ragt mehr als einmal auf die eine oder andere Weise die unverarbeitete jüngste deutsche Vergangenheit in seine Romane hinein, z.B. in „Kein Schnaps für Tamara“ (1966): Der Handlung liegt zentral die Desertion des Sohnes eines autokratischen Firmenherrschers zugrunde – und Anfang der 60er Jahre gab es noch kein breites Verständnis für Weltkriegsdeserteure. Zum Zentrum des Konflikts wird die deutsche Vergangenheit in „Das Zittern der Tenöre“ (1981): Chor-Mitglied Otto Fintzel findet nach 35 Jahren einen Koffer auf seinem Dachboden wieder. Als er, der bei Kriegsende Leiter des Ordnungsamtes war, seinen Sangesbrüdern von diesem Fund erzählt, entstehen gleich bei mehreren von ihnen Befürchtungen über den Inhalt: Dokumente zur Erschießung eines Deserteurs, zu einer Arisierung oder einer anderen dunklen Machenschaft aus den letzten Kriegstagen? Mehrere Sangesbrüder versuchen, sich auf illegale Weise in den Besitz des Koffers oder der Kenntnis seines Inhalts zu bringen, zwei kommen dabei um. Wie sich am Ende zeigt, enthält der Koffer Lebensmittelmarken und Ehren-Abzeichen. Martin thematisiert auf diese Weise die Folgen der beschwiegenen, unbereinigten Vergangenheit und ihre Explosivkraft für die Gegenwart. Mindere Folgen von Jahrhunderten deutscher Geschichte sind spürbar, wenn Oberkommissar Leo Klipp in „Einer fehlt beim Kurkonzert“ (1966) alle Mühe hat, den Insel-Polizisten Maybom zum Verzicht auf die Anrede mit dem Titel zu bringen; statt dessen solle er doch einfach „Herr Klipp“ zu dem hierarchisch höheren Beamten sagen.[23] Und wenn es nicht die Vergangenheit ist, dann ist es die unvollkommene Gegenwart, die den Au-

23 Hansjörg Martin: Kein Schnaps für Tamara. Kriminalroman. Reinbek: Rowohlt 1966 (= rororo thriller); ders.: Das Zittern der Tenöre. Reinbek: Rowohlt 1981 (= rororo thriller); ders.: Einer fehlt beim Kurkonzert. Kriminalroman. Reinbek: Rowohlt 1966 (= rororo thriller).

tor zu Widerspruch und Eingreifen bringt, sozusagen nötigt. Aber Martin ist keiner, der nur predigt – wie im Fall der Wehrdienstverweigerer-Kommission sucht er zum Beispiel auch den Kontakt zur politischen Basisarbeit: Er war knapp zweieinhalb Jahre lang für die SPD Ratsmitglied[24] in Wedel.

Mit Martin landen wir zum Ende hin wieder bei Johann Rist. Angeregt durch den damaligen 1. Wedeler Stadtrat Klaus Neumann-Silkow und vielleicht auch durch den befreundeten Kantor Heinz Kegel hat Martin gegen Ende seiner Jahre des intensiven Schreibens ein kleines Kammerstück über Johann Rist vorgelegt – rechtzeitig zum Stadtjubiläum von 1987. Martin nimmt das Modell der Ristschen „Monatsgespräche" und führt uns durch 72 Stunden aus dem Leben des Wedeler Pastors,[25] komplett mit Gartenbesichtigung und Freundesbesuchen. Ohne große Gewalt macht Martin aus Rist einen Geistesverwandten und Martinschen Helden, der dank seiner medizinischen Kenntnisse einem Soldaten das Leben rettet, sich im nächsten Augenblick gegen die Militärs und für die Unterdrückten, nämlich seine Schäfchen einsetzt, die Vorzüge des Landlebens preist, staatliche Knauserigkeit in Kulturdingen kritisiert und eine Christlichkeit anprangert, die nur in Worten, nicht in Taten besteht – offensichtliche Gegenwartsbezüge, für die sich fast in jedem Fall entsprechende Belege in Rists Schriften ohne Probleme finden lassen. Vielleicht war Johann Rist, der Mann des 17. Jahrhunderts, doch einer der prominentesten Vorbereiter der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, die dann im 20. Jahrhundert so sehr unter die Räder gekommen ist, dass ihre Zukunft im 21. Jahrhundert durchaus offen ist?

24 Martin ist am 10. März 1971 in die Ratsversammlung gewählt worden und gehörte ihr bis 31. August 1973 an. Daneben war er Mitglied im Jugend- und Sport- sowie im Wirtschafts- und Verkehrsausschuss. Vgl.: StaW: Kartei der Gremienmitglieder (mdl. Mitteilung von Stadtarchivarin Anke Rannegger im Oktober 2012).
25 Hansjörg Martin [unter Mitarbeit von Till Martin]: Ein Mannsbild zwischen Himmel und Erde. Drei Tage aus dem barocken Leben des Dichters und Pastors Johann Rist. Erzählung. Hamburg: Christians 1986.